

Der Hausfreund.

Tägliche Beilage zur „Altpreußischen Zeitung“.

Nr. 16.

Elbing, den 20. Januar.

1891.

Das Stipendium.

Erzählung von Jenny Hirsch.

6) Nachdruck verboten.

„Entsetzlich!“ jammerte Hermann. „Du machtest mich nicht allein wider meinen Willen zu Deinem Mitschuldigen, sondern trauest mir auch zu, daß ich es wissentlich sei. Und wie Du, werden auch andere denken; Du hast mich zu Grunde gerichtet, mich ehrlos gemacht!“

„So ist es recht. Gehst Du mit mir ins Gericht, dem zu Liebe ich das alles gethan?“

„Nicht aus Liebe zu mir, aus Eitelkeit, aus Hochmuth thatest Du es,“ erwiderte der Doktor finster. „Ich wünschte mir nichts Besseres als das bescheidene Leben eines Arztes in Freudenstadt, Du zwangest mich —“

„Schweige mit Deinen Lamentationen, sei mir lieber behilflich, daß ich fortkomme,“ unterbrach ihn Gehe, dem es inzwischen gelungen war, sich in die Kleider zu werfen.

„Wo willst Du hin?“

„Närrische Frage. Nach dem Bahnhof. Ich komme noch zurecht zu dem nächsten Zuge, der mich nach Hamburg bringt.“

„Vater,“ sagte Hermann schmerzlich, „es wird Dir nichts helfen, schneller als Du reist der Telegraph. Warum es darauf ankommen lassen, daß man Dich ergreift und hierher zurückbringt?“

„Ich soll hier ruhig sitzen und abwarten, daß man mich ins Gefängniß schleppt?“ rief der Alte, „nimmermehr. Besorge schnell eine Droschke, ich habe auch diesen Fall vorausgesehen und lange eine größere Geldsumme bereit gelegt, die will ich nur noch zu mir stecken, dann bin ich reisefertig.“

„Du willst auch jetzt noch Geld aus der Stiftung nehmen?“

„Woher soll ich es denn sonst nehmen? Denkst Du, ich will als Bettler nach Amerika gehen? Steh nicht lange da und predige, hole mir die Droschke; hättest Du gestern Abend den Mund aufgethan, so wäre ich jetzt schon weit von hier.“

In Hermanns Brust entspann sich ein furchtbare Kampf. Pflicht und Ehre geboten ihm, den Vater, der bereits in sein Zimmer und an seinen Schreibtisch geehrt war, an der Entwen-

dung des Geldes zu hindern, aber dies konnte nur geschehen, wenn er sich thätlich an ihm vergriff, denn er würde sich, das wußte er, nur nach erbitterter Gegenwehr den Schatz entreißen lassen. Stand ihm als Sohn solches zu? Mußte er nicht vielmehr dem unglücklichen Mann Beistand leisten, sich vor dem Gefängniß, dem Zuchthaus zu retten, so lange es noch Zeit war?

Da kam der Vater auch schon wieder; in einen Mantel gehüllt, eine Mütze in die Stirn gedrückt, eine verschürzte Reisejacke in der Hand.

„Du stehst noch da!“ rief er, zornig mit dem Fuß stampfend, „nun so muß ich gehen und zusehen, daß ich unterwegs ein Fuhrwerk aufgreife.“

Ohne ein Abschiedswort stürzte er hinaus.

Der Doktor wollte ihm nachsehen, aber er sah, wie gelähmt und lauschte mechanisch dem Tone der sich öffnenden und schließenden Thüren. Jetzt ermannete er sich; er lief in den Vorssaal, öffnete die Thür und blieb athemlos lauschend stehen. Vom Hausflur schallte ein Wortwechsel, er unterschied die Stimme seines Vaters, der lebhaft gegen eine ihm gestellte Zumuthung protestirte; dann ward es stiller; Gehe schien sich zu fügen; er kam in Begleitung einiger Herren die Treppe wieder herauf.

Gehe war der Kommission, welche zur Beschlagnahme seiner Bücher und seiner höchst wahrscheinlichen Verhaftung abgesandt war, gerade in die Hände gelaufen. Einem der Herren war er persönlich bekannt; sein Aufzug und sein scheues Wesen machten ihn des Fluchtversuches dringend verdächtig, indeß wurde er in höflichster Weise gebeten, mit den Herren umzukehren, da sie eine wichtige Angelegenheit mit ihm zu verhandeln hätten. Erst als er hierauf nicht eingehen wollte, sondern eine unausschiebbare Reise vorschickte und die Hausthür zu gewinnen suchte, wies einer der Herren, der sich ihm als Amtsrichter Müllhof vorstellte, auf zwei in der Thür stehende Gerichtsdiener und ermahnte ihn nach rücklich, sich keinen Unannehmlichkeiten auszusetzen.

Achselzuckend und mit hochfahrender Miene folgte Gehe den Beamten und behielt dieses Wesen auch in seiner Wohnung bei, während Hermann bleich, stumm, beinahe fassungslos der nun sich abspielenden Szene bewohnte. Auf die Frage des Kantors, was die Herren eigent-

lich von ihm wünschten, erklärte der Amtsrichter, sie hätten vom Gericht den Auftrag, eine Revision der von Gehe'schen Stiftung vorzunehmen.

„Mit welchem Rechte?“ fragte der Kantor immer noch sehr von oben herab, „das Statut bestimmt ausdrücklich, daß der jedesmalige Kurator von jeder Rechenschaftsablegung befreit sein soll.“

„So lange keinerlei Bedenken gegen seine Amtsführung erhoben wird,“ fiel der Amtsrichter ein. „Sollte jedoch, was Gott verhüte,“ so sagt der Testator, „einer meiner Nachkommen in den Verdacht gerathen, nicht redlich bei der Verwaltung der Stiftung verfahren zu sein, so hat das Gericht des Ortes, in welchem der Kurator sich zur Zeit befindet, einzuschreiten und mit aller Strenge gegen den Unwürdigen zu verfahren.“

„Sie werden am besten wissen, daß dieser Fall vorliegt,“ fügte der Amtsrichter hinzu und sein Auge streifte dabei auch Hermann mit einem Blicke, der diesen wie ein Dolchstoß traf.

Der Amtsrichter forderte jetzt die Schlüssel zu den Büchern, Akten und vorräthigen Geldern der Stiftung, welche Gehe erst nach einigem Widerstreben auslieferte, sobald dies aber geschehen war, brach er zusammen. Er wußte, daß er jetzt verloren war, und so groß noch vor ein paar Minuten sein Hochmuth, um so elender und kleinmüthiger benahm er sich jetzt. Er vergoß Thränen und flehte um Mitleid und Schonung.

Der unglückliche Doktor glaubte vor Scham über dieses unwürdige Benehmen in die Erde sinken zu müssen.

Schon eine oberflächliche Untersuchung ergab so viel Unregelmäßigkeiten, daß die Schuld des Kurators klar am Tage gelegen hätte, selbst wenn er sich nicht sofort zu einem Eingeständniß bequem haben würde. Der Amtsrichter ordnete deshalb die sofortige Verhaftung Gehes an. Er schwankte, ob er nicht das Gleiche gegen den Sohn verfügen sollte; denn für ihn unterlag es kaum einem Zweifel, daß dieser um des Vaters Verbrechen gewußt und den größten Vortheil daraus gezogen hatte. Indes waren die Beweise gegen ihn doch nicht so stark, daß ein solches Vorgehen gerechtfertigt gewesen sei.

Der Amtsrichter begnügte sich daher, seine Aussage, daß er erst heute vom Stande der Dinge erfahren, achselzuckend zu Protokoll nehmen zu lassen und die Zimmer des Kantors zu versiegeln. Dieser selbst wurde nach einem kurzen kläglichen Abschied von seinem Sohn mittelst einer Drohsche in das Untersuchungsgefängniß abgeliefert.

Als man ihn dort einer Visitation unterzog, kam auch die mehrere tausend Mark betragende Geldsumme, die er im letzten Augenblicke noch zu sich gesteckt, zum Vorschein. Das konnte er nur in Abwesenheit des Sohnes gethan haben, dessen Unwissenheit war somit so gut wie erwiesen, und noch einen weiteren Beweis für

seine Mitschuld hatte der unglückliche Mann selbst erbracht.

Vergeblich wartete man im Krankenhause den sonst so pünktlichen und unerwarteten Assistenzarzt; vergeblich schauten die Bedienten er während der kurzen Zeit, die er behandelte, schon volles Vertrauen einzuhaften, nach ihm aus; vergeblich forschte Schubert, der kaum eine Stunde nach der Verhaftung des Kurators sich bei ihm nach ihm. Hermann Gehe hatte sich mit der Verhaftung seiner sämmtlichen Habe entfernt und war verschwunden.

Selbst seine besten Freunde konnten jetzt des Argwohns nicht erwehren, Hermanns Vater doch im Einverständniß mit ihm gehandelt habe.

VI.

Kurt Schubert mochte die entsetzliche Nachricht nicht einem Briefe anvertrauen; er fuhr nach Freudenstadt und suchte sie der Mutter so schonend wie möglich beizubringen. So lang ihm das nur unvollkommen, denn die ohnehin durch das längere Ausbleiben des Briefes von ihrem Verlobten unruhig war, bei dem unerwarteten Erscheinen des Kurt sofort von Befürchtungen ergriffen und in ihn, ihr ohne Umschweife zu sagen, doch erfahren müsse.

Die Kunde wirkte völlig niederschmetternd auf Mutter und Tochter. „Meine Mutter! Meine Ahnung!“ schluchzte Luise. „Ich habe mich des Mißtrauens gegen den alten Gehe ganz erwehren können; so sehr ich während der Zeit, wo ich mit Hermann verlobt war, ankämpfte, immer kam es wieder; doch an den ihm anvertrauten Geldern hätte ich freilich für unmöglich gehalten.“

„Dennoch lag gerade diese Vermuthung, sobald man einmal den Argwohn hatte, merkte Kurt, „ich gestehe, daß mir ein Aufstiege, als ich Gehe meinen ersten Verlobten machte und die kostbaren Sachen, die er mir geschafft, gesehen hatte. Später erklärte er das durch den Lotteriegewinn. Ich habe jetzt erfahren, daß er davon im Vertrauen Jedermann gesprochen und daß man nicht daran geglaubt hat.“

„Mein armer, lieber Hermann!“ jammerte Luise. „Kurt, laß uns nicht säumen, geh zu ihm! O, warum ist er nicht mit uns gekommen!“

Erst jetzt gewann es der Bruder über sich, ihr zu sagen, daß Dr. Gehe verschwunden sei.

„Ohne eine Zeile an mich zu schreiben,“ Luise, „das ist unmöglich.“ „Er wird zu mir kommen, gebt acht, schon die nächsten Stunden bringen ihn oder wenigstens eine Nachricht von ihm. Er muß ja wissen, daß das Unglück mit noch größerer Treue zu ihm als im Glück.“

„Wenn es bloß das Unglück wäre,“ sagte sie, „aber die Schmach!“ seufzte Kurt. „Die trifft nicht ihn!“ entgegnete

tenden Augen die Schwester, „er ist unschuldig, er kann frei und stolz sein Haupt erheben.“

„Doch nicht, mein armes Kind,“ versetzte schmerzlich die Mutter, „der Eltern Schuld wird heimgejucht an den Kindern; die Schande fällt auch auf Hermann, und wie er geartet ist, scheint es mir sehr glaublich, daß er sich zurückzieht und Dir nicht ansinnen mag, seinen ehrten Namen zu tragen.“

„Nein, nein, für so erbärmlich kann er mich nicht halten. Die Liebe trägt und überwindet alles; Ihr werdet sehen, er kommt,“ beharrte Luise.

„Ich fürchte, die Mutter hat recht; Du weißt noch nicht alles,“ sagte Kurt zögernd.

„Was noch?“

„Der Verdacht hat sich auch gegen Hermann gerichtet; man glaubt, er habe gewußt, aus welcher Quelle die Gelder flossen, die sein Vater in so reichem Maße für ihn verwendete, man —“

Ein lauter Jammergeschrei unterbrach ihn.

„O, das ist schändlich, abscheulich! Wer wagt das? Mit welchem Rechte beschuldigt man den edelsten, reinsten Menschen?“

Luise hatte beide Arme zum Himmel erhoben und sah aus, als ob sie den Kampf mit einer ganzen Welt aufnehmen wolle.

„Der Schein ist leider gegen ihn,“ sagte Kurt, „und seine unbedachte Flucht hat der Verläumdung noch mehr Waffen in die Hände gegeben.“

„Er ist nicht entflohen, er wird kommen,“ erwiderte Luise, und sie wartete von Stunde zu Stunde, zuletzt von Minute zu Minute mit größter Angst und Pein, aber er kam ebenso wenig wie eine Nachricht von ihm. Endlich vermochte sie es nicht mehr auszuhalten, sie drang in die Mutter, mit ihr nach Leipzig zu reisen, aber auch dort war nichts von ihm zu erfahren; ebenso vergeblich waren aber auch ihre Bemühungen, ihn zu verteidigen. Obwohl kein direkter Beweis dafür zu erbringen war, hielt man doch allgemein daran fest, daß Dr. Gehe um die Unterschleife seines Vaters gewußt habe.

Der Aufenthalt in Freudenstadt ward der armen Luise zu einer Hölle. Sie wagte sich nicht mehr auf die Straße, aber die lieben Freunde und Nachbarinnen wußten sie doch zu finden und beglückwünschten sie und ihre Mutter, daß die Entdeckung noch zur rechten Zeit gekommen und sie vor dem Unglück bewahrt worden sei. Dr. Gehes Frau zu sein. Andere erklärten, sie hätten lange gehaut, daß es solch ein Ende nehmen müsse; Hoffart komme stets vor dem Fall, warum hatte Hermann hier die sichere Brotstelle verschmäht und durchaus Universitätsprofessor werden wollen; jeder hatte aber schon lange gemuthmaßt, daß es mit dem Reichthum des alten Gehe einen Haken haben müsse.

Vertheidigte dann Luise ihren Verlobten, wie sie Hermann Gehe unentwegt nannte, schilderte sie, mit welchem Widerstreben er die Laufbahn

eingeschlagen, die sein Vater für ihn gewählt, und wie gern er in Freudenstadt als Arzt gelebt hätte, schilderte sie seinen reinen, einfachen Sinn, die Ehrlichkeit und Lauterkeit seines Herzens und entbrannte sie in Zorn über die Bosheit, welche seinen Ruf zernagte, seine Ehre besudelte, so zudte man die Achseln und ließ sie merken, daß man sie für verblendet durch die Liebe halte, daß mit ihr mithin gar nicht zu streiten sei. Es kam aber auch vor, daß ihr in einer Weise, wogegen sie sich nicht wehren konnte, angedeutet ward, es sei vielleicht nicht ganz unmöglich, daß auch sie den Manipulationen des ungetreuen Kurators nicht fremd gewesen sei.

Die Gesundheit des jungen Mädchens litt unter dem Gram und den fortgesetzten Aufregungen; ihre Mutter hielt es deshalb für gerathen, wenigstens den letzteren ein Ende zu machen. Der schon früher, freilich unter ganz anderen Voraussetzungen geplante Wegzug von Freudenstadt wurde nun doch ins Werk gesetzt. Kurt, dem ein längeres Verweilen in Leipzig auch unerfreulich geworden war, ging nach einer westdeutschen Universität, um dort seine Studien zu vollenden. Mutter und Schwester folgten ihm dahin und richteten sich in einer entlegenen Vorstadt ein.

Von allen Plänen, welche Gehe entworfen, war nur der eine zur Ausführung gekommen, daß die Pastorin Schubert mit ihrem Sohne hausen sollte. Alle anderen Entwürfe waren zerstoßen wie Seifenblasen.

Der Prozeß des unglücklichen Mannes ging seinen Gang und machte keine Schwierigkeiten, da er vollkommen geständig war; die Richter wurden dabei aber aufgebracht und dann auch wieder gerührt durch die sich in allen Verhören bei ihm kundgebende feste Ueberzeugung, daß er kein Unrecht begangen habe.

„Sie haben von Ihrem Standpunkt ganz recht, mich zu verurtheilen,“ entgegnete er auf alle Vorhaltungen, „ich bin strafbar vor dem Gesetz, aber ich habe das Bewußtsein, kein Verbrechen begangen, sondern nur einen ganz kleinen Theil dessen genommen zu haben, was mir gehörte.“

Er erging sich nun in einer ausführlichen Erörterung der Geschichte der Familie von Gehe, die er in allen ihren Einzelheiten studirt hatte, und behauptete, der Stammvater jenes Zweiges, welcher später den Adel ausgab, sei ein Bruder des Begründers der Stiftung gewesen und von diesem widerrechtlich um das Vermögen gebracht worden, was er später dazu verwendet hatte. Er habe es stets mit Groll angesehen, daß er in kleinen, erbärmlichen Verhältnissen leben müsse, während ein kolossales Vermögen vorhanden sei, das von Rechts wegen ihm gehöre und von dem er nichts erhalten habe als das Stipendium für seinen Sohn. Als er dann Kurator der Stiftung mit so weitgehenden Befugnissen geworden, habe er das für eine Fügung gehalten und es in der Ordnung gefunden, daß er dadurch sich

selbst ein etwas menschenwürdigeres Dasein bereite, vor allen Dingen aber seinen Sohn in eine Stellung bringe, wie sie dessen Talent und der Abstammung von einem uralten reichsherrlichen Geschlechte gebühre.

Den eindringlichen und wiederholten Fragen, ob Dr. Gehe seine Anschauungen getheilt und etwas von seiner Handlungsweise gewußt habe, setzte Gehe stets die Versicherung entgegen, sein Sohn habe sich in vollster Unkenntniß der wahren Sachlage befunden, und er hätte sich die größte Mühe gegeben, sie ihm zu verheimlichen, weil er alsdann nicht nur keinen Pfennig angenommen haben würde, sondern die Besichtigung nicht ausgeschlossen gewesen sei, er könne Anzeige machen. Erst am Abend vor seiner Verhaftung habe Hermann durch einen Zufall erfahren, wessen man ihn anlage, dies aber nicht geglaubt und sogar noch die Nacht verstreichen lassen, ohne ihn davon in Kenntniß zu setzen; selbst seiner Flucht habe er Widerstand geleistet und nicht zugeben wollen, daß er sich dazu noch mit den nöthigen Mitteln versehen.

Auf die Frage des Richters, warum Dr. Gehe selbst entflohen sei, wenn er sich so schuldlos gefühlt habe, zucte Gehe die Achseln und erwiderte: „Weil er ein Tropf ist. Er hielt sich für entehrt und glaubte Niemand wieder in die Augen sehen zu können.“

Durfte man dieser Erklärung Glauben beimessen? Es lag nichts vor, was ihr widersprach, aber auch nichts, was sie bestätigte; von einer gerichtlichen Verfolgung des Herrn Gehe konnte daher nicht die Rede sein, ebensowenig wurde er aber von dem Verdachte der Mitwisserschaft gereinigt.

Der Verteidiger des Kantors Gehe versuchte dessen Darlegung, daß er sich für den rechtmäßigen Eigentümer der Stiftungsgelder angesehen habe, als eine fixe Idee hinzustellen und darauf hin wenn nicht auf Freisprechung, so doch auf mildernde Umstände zu plaidiren und die Ueberweisung seines Klienten an eine Nervenhilfsanstalt durchzusetzen. Das ärztliche Gutachten erklärte aber dem widersprechend, daß der Angeklagte im vollen Besitze seiner Geisteskräfte sei. Das Urtheil lautete daher auf 6 Jahre Zuchthaus und Gehe wurde zu dessen Verbüßung nach Waldheim abgeführt.

Dr. Hermann Gehe, als der nunmehr noch einzige im Besitze der bürgerlichen Ehrenrechte befindliche Träger dieses Namens ward durch die Zeitungen aufgefordert, sich zu melden und das ihm zustehende Kuratorium der v. Gehe'schen Stiftung zu übernehmen. Er ließ jedoch nichts von sich hören und so ward ein Kommissar zur Verwaltung desselben von der Regierung bestellt.

Das bei Gehe gefundene Geld, sowie seine Habseligkeiten wurden mit Beschlag belegt, um als Ersatz für die der Stiftung entwendeten Kapitalien zu dienen. Das Gleiche geschah mit sämmtlichen zurückgelassenen Sachen des Dr. Gehe. Ein Zettel, den man in der von ihm verlassenen

Wohnung gefunden, hatte bestimmt, daß in dieser Weise damit verfahren werde.

Das gelöste Geld deckte nicht zur Hälfte die Summen, welche der Kurator Gehe in seinem Nutzen verbraucht hatte, das vorhandene Kapital war indeß so bedeutend, daß der Ausfall nicht sehr ins Gesicht fiel.

Die von Gehe'sche Stiftung gewährte jezt wieder einer größeren Anzahl von Theologen Stipendien, und es war nicht anzunehmen, daß jene Abkömmlinge aus der Familie ihnen dieselben schmälern könnten.

Ein Jahr nach dem andern verging, die Geschichte des Kantors Gehe war in Leipzig wie in Freudenstadt in Vergessenheit gerathen und der letzte Gehe blieb verschollen.

VII.

Im Gasthose zum „blauen Engel“ in dem großen Schweizerdorfe Bettingen herrschte am Nachmittage eines Junitages eine starke Aufregung. Aus dem nahegelegenen Baden, das durch seine heißen Schwefelbäder noch heute wie vor Jahrhunderten eine große Anziehungskraft auf Heilungsbedürftige ausübt, hatte eine Gesellschaft einen Ausflug nach dem Kloster Bettingen gemacht und war dann zur Mittagsrast in das gleichnamige unter Obstbäumen halb versteckt liegende Dorf eingelehrt.

Der Tag war schön, aber heiß, und dieses, sowie die mit dem Bergsteigen verbundene Anstrengung, mußte einem süddeutschen Fabrikanten, einem älteren, ziemlich korpulenten Herrn, doch zu viel gewesen sein. Er hatte der aufgetragenen Mahlzeit und dem sehr guten feurigen Landwein tapfer zugesprochen, sich mit seiner Nachbarin, der Schwester eines Pfarrers, die in Begleitung ihres Bruders in Baden weilte, noch lebhaft unterhalten und war dann plötzlich mit einem einzigen dumpfen Wehlaut zusammengesbrochen. Nun lag er bewußtlos, und seine erschrockenen Gefährten wußten nicht, ob es sich um eine tiefe Ohnmacht oder um einen Schlaganfall handle, oder ob gar der Tod schon seine Fittiche über den Bedauernswerthen breite.

„Ein Arzt! Ein Arzt!“ so tönte es wiederholt und in verschiedenen Sprachen und Dialekten, denn die Gesellschaft bestand aus Franzosen, Schweizern, Elsaßern, Süd- und Norddeutschen, ohne daß irgend jemand gewußt hätte, wie diesem Verlangen Folge zu geben wäre. Der Pfarrer, ein noch junger Mann, der, unterstützt von seiner Schwester, sich am geschicktesten unter den Kranken bemühte, sagte endlich die händerringend im Zimmer umherlaufende Wirthin beim Arm und sagte: „Hören Sie auf zu jammern und sagen Sie uns lieber, wie wir am schnellsten einen Arzt herbeischaffen können. Müssen wir nach Baden telegraphiren oder —“

„Et du mein Heiland,“ unterbrach ihn die Frau in ihrem schweizer Dialekt, „nach Baden schicken, als ob wir nicht hier im Orte den besten Arzt von der Welt hätten!“

„So lassen sie ihn schnell herbeiholen.“